

Spielgruppe, quo vadis?

Franziska Hidber

Wo steht die Spielgruppe heute, und wohin bewegt sie sich? Drängende Fragen angesichts schrumpfender Kinderzahlen und wachsender Konkurrenz. Für weiteren Sand im Getriebe sorgt die Schulreform mit einem früheren Einschulungstermin.

«Rabenmutter!» – Das musste sich Verena Würzler-Widmer anhören, als sie ihre ältere Tochter für die Spielgruppe anmeldete. Eine Mutter, die ihr Kind weggibt, und sei es nur für zwei Stunden pro Woche! Also! Gohts no? Wer jetzt ungläubig den Kopf schüttelt, muss wissen: Dieses «Rabenmutter!» ist gar nicht lange her, geschehen vor 25 Jahren. Und keineswegs in einem Hinterwäldlerkaff, sondern in Winterthur, der sechstgrössten Schweizer Stadt. «Rabenmutter!» – Das würde Verena Würzler im Jahr 2006 nicht mehr passieren. Heutige Bemerkungen tönen anders: «Geht sie nur in die Spielgruppe?» Daraus lässt sich zweierlei ableiten. Erst die gute Nachricht: Spielgruppen haben sich so etabliert, dass sie längst

selbstverständlich geworden sind. Sie gehören unbestritten und unangefochten zum Gesamtpaket «Kindheit». Jetzt die schlechte Nachricht: Die Spielgruppe steht nicht mehr im Mittelpunkt. Ihre Stellung hat sich verändert. Sie hat in den letzten Jahren Schwestern bekommen; viele, viele Schwestern.

Lange Zeit war es nur eine, quasi die Zwillingsschwester, denn die beiden sind gemeinsam aufgewachsen: das MuKi-Turnen, inzwischen ebenfalls institutionalisiert, anerkannt und beliebt. Es folgten Kinderhüeti, Mutter-Kind-Gruppen (vgl. Seiten 12 und 13); es folgte der Wandel der Krippe, die nicht mehr als «Sammelbecken für arme Gastarbeiterkinder» betrachtet wird, sondern

als «pädagogisches Konzept», als Ort, an dem Kinder ihre Sozialkompetenz erweitern und individuell gefördert werden (vgl. Seite 10). Immer mehr Schwestern wurden geboren, und die Geburtsphase ist noch lange nicht vorbei: Schwimmkurse, Rhythmik, musikalische Früherziehung, Ausdrucksmalen, Kinderyoga, Ballett, Frühenglisch. Der neuste Schrei: «Sing-and-Sign»-Klassen, wo Kinder ab fünf Monaten mittels Reimen und Kinderliedern an die nötigen 200 Zeichen herangeführt werden, die es zu beherrschen gilt.

Von Null auf Hundert: So lässt sich die Entwicklung der Angebotspalette in der frühen Kindheit umschreiben. Kein Wunder, denn der Nährboden dafür

war hier zu Lande perfekt: eine späte Einschulung im europaweiten Vergleich, isolierte Kleinfamilien, gefährliches Umfeld, gelangweilte Kinder, Mütter auf der Suche nach Anregung und Austausch. Inzwischen hat sich eine weitere Komponente dazugesellt: die Angst. In Zeiten von Rezession, Lehrstellenmangel und Jugendarbeitslosigkeit haben Eltern ein Ziel: Ihr Kind soll fit werden für die Anforderungen, die es dereinst erwarten; es soll mithalten können in diesem Wettbewerb um eine goldene Zukunft, und zwar bitte ganz vorne. Ausserdem vermissen Eltern aus dem angelsächsischen Raum, aus Skandinavien, Frankreich oder Nordamerika Angebote im Vorschulalter – sie selbst besuchten mit drei Jahren den Kindergarten oder die Vorschule. So erstaunt es nicht, dass die zweisprachigen Preschools (wörtlich übersetzt: Vorschulen, Eintritt für Kinder ab zwei Jahren) boomen und ihre Gründerinnen meist angelsächsische Wurzeln haben.

Sonya Maechler-Dent etwa, mit britischen Eltern in der Westschweiz aufgewachsen, konnte bereits die dritte Tandem-Preschool im Raum Zürich eröffnen. «Kinder lernen Sprachen wie essen oder sich anziehen», sagte sie gegenüber dem St.Galler Tagblatt. Ulla Grob-Menges, Präsidentin des Krippenverbandes, kennt das Phänomen der Preschools. Es gehe oft darum, einen Markt zu erschliessen und gut verdienende Eltern anzulocken, gab sie der gleichen Zeitung zu Protokoll. Sonya Maechler dementierte: Zwar hätten zuerst tatsächlich vor allem Kaderleute aus dem englischsprachigen Raum ihre Kinder angemeldet, doch nach und nach seien immer mehr Schweizer Eltern dazu gestossen. Was sich wiederum mit einer anderen Erfahrung deckt: Als das Schweizer Fernsehen vor einigen Jahren einen Dokumentationsfilm über eine englischsprachige Spielgruppe (playgroup) brachte, schrillte das Telefon bei der IG Spielgruppen Schweiz ununterbrochen: Interessierte Eltern wollten wissen, wo es eine solche Spielgruppe gebe.

Und wie steht es mit dem Interesse für die «gewöhnlichen» Spielgruppen? Wie behaupten sie sich im Konkurrenzkampf um die immer weniger Kinder? Weniger sind es aus zwei Gründen: Erstens ist die Geburtenrate rückgängig; seit Mitte der 90er-Jahre ist sie um 15 Prozent gesunken und verharrt nun seit fünf Jahren auf diesem Niveau. Im Jahr 2005 wurden in der Schweiz 72'900 Kinder geboren, das sind, so rechnet das Bundesamt für Statistik vor, 1,47 pro Frau (1,87 pro Ausländerin, 1,27 bei Schweizerin). 2012 wird die Zahl der Schulkinder auf 100'000 sinken, schätzt das gleiche Bundesamt. Zweitens rückt mit Inkrafttreten der Schulreform der Schuleintritt nach vorne, und zwar unabhängig davon, ob die Basisstufe eingeführt wird oder der Kindergarten in seiner Form bestehen bleibt: Der Eintritt ist für Kinder ab vollendetem viertem Altersjahr obligatorisch, als Stichtag ist der 31. Juli vorgesehen.

Künftig werden Kinder nur noch ein Jahr lang die Spielgruppe besuchen – vorausgesetzt, deren Eintrittsalter wird nicht gesenkt, und davon rät der Schweizerische Spielgruppen-Leiterinnen-Verband klar ab. Im Klartext: Weniger Spielgruppenkinder, weniger Elternbeiträge. Die Existenz einiger Spielgruppen könnte bedroht werden, wenn es weiterhin – Anerkennung hin, Wohlwollen her – an finanzieller Unterstützung mangelt (vgl. Seite 8). Hier liegt ein dicker Hund begraben: Solange Spielgruppen offiziell weder als Betreuungs- noch als Bildungsstätte anerkannt sind, können sich Gemeinden (zuständig für Familien und Betreuung) und Kanton (zuständig für Bildung) die Verantwortung gegenseitig zuschieben mit dem Effekt, dass niemand sie wahrnimmt. Ein weiterer Effekt: Gelder werden nur gesprochen, wenn ein Nutzen sichtbar ist.

Sehr schön wird dies am Beispiel von Schaffhausen deutlich: Die Stadt wird Spielgruppen gegen den Willen von FDP und SVP finanziell unterstützen, dank starker Stimmen aus SP und ÖEB, die auf die präventive Wirkung hinwiesen

Fit für die Zukunft

Mögliche Strategien:

- ☞ Attraktivität in Bezug auf Rahmenbedingungen erhöhen: Längere Einheiten anbieten, flexible Bring- und Holzeiten einführen (Auffang- und Abschiedszeit gestaffelt). Das bringt mehr Entlastung für die Eltern und bessere Argumente für das Unterstützungsgesuch.
- ☞ Kernangebot erweitern: Kapazität, Kreativität, Wissen und Raum sind vorhanden, aber die Gruppen schrumpfen. Damit die Spielgruppe trotzdem überleben kann, sind ergänzende Angebote eine Option (vgl. Kasten Seite 6).
- ☞ Kombination mit Waldspielgruppen: Zum Gesamtpaket gehören «Dinne» und «Dusse» – je ein- oder zweimal wöchentlich (vgl. Seite 46).
- ☞ Auf Integration setzen: Alle fremdsprachigen Kinder sollen mit drei Jahren die Spielgruppe besuchen können. Ziel: Diese Plätze werden subventioniert.

Argumentarium für die Überzeugungsarbeit:

- Spielgruppen integrieren Kinder und deren Eltern früher, ganzheitlicher, nachhaltiger und kostengünstiger als spätere Stufen.
- Kinder lernen vor allem mit und von Kindern.
- Grundlage für den Zweitspracherwerb bilden die Beziehung zu einer Person sowie Erlebnisse – beides gehört zum Konzept der Spielgruppe. (Einige Gemeinden und Städte haben den Wert dieser Integrationsarbeit erkannt und Subventionen gesprochen. Bei allen ändern ist Aufklärung gefragt. Auch Hilfswerke wie Caritas, Heks sowie Fachstellen für Integration setzen inzwischen auf Spielgruppen für ihre Mutter-Kind-Projekte: Kontakt aufnehmen lohnt sich.)
- ☞ Klug kommunizieren: Der Nutzen von «Spielen und Streiten» ist für potenzielle Geldgeber oft nicht ersichtlich. Also davon sprechen, was die Spielgruppe leistet, dabei auf Bescheidenheit verzichten und überzeugend die ganzheitliche Förderung, Elternbildung, Prävention, Lerngrundlagen, Sozialkompetenz, Integration, Früherfassung etc. erwähnen.

©Jürg Anderegg



Spielgruppe plus

Ideen für zusätzliche Angebote (kostenpflichtig)

- Naturnachmittage (im Wald, am Bach, am Weiher, Kräuter verarbeiten ...)
- Werken und Gestalten
- Mal- und Bastelzeit
- Gartenstunden
- Wasserspiele, Barfussspiele
- «Dräckli»- und Lehmevent
- Themennachmittage (für ältere Kinder): vom Korn zum Brot, vom Schaf zur Wolle, vom Apfel zum Saft
- Zigeunerleben: übernachten im Zelt, kochen über dem Feuer
- Bauernhof (mit Besuch)
- Waldleben
- Kinderhüeti (sehr begehrt an Samstagen vor Weihnachten)
- Werken mit Eltern (öffentliches Angebot)
- Mal- und Werkmaterial herstellen
- Büchercafé, Bilderbücher vorstellen und empfehlen
- Mittagstisch (Bewilligung einholen, auch für Schulkinder)
- Öffentliche Kurse
- Spiel- und/oder Kleiderbörse

Ideensammlung: Monika Janetzky und Franziska Hidber

Kindheit im Angebotsdschungel: Die ersten Jahre sind zu einer Marktnische geworden.

und festhielten, wie bedeutsam Spielgruppen für die kindliche Entwicklung seien. Die Gegenargumente aus dem bürgerlichen Lager: Zwar seien Spielgruppen dem Wohl des Kindes bestimmt zuträglich, doch aufgrund der Öffnungszeiten bedeuteten sie keine echte Entlastung für die Eltern. SP, AL, ÖBS, CVP und EVP setzten sich durch und gewannen die Motion. Ausserdem war – Überraschung! – selbst in den SVP-Reihen ein Befürworter zu finden: «Es gibt zu wenig Unterstützung für diese wertvolle Arbeit», sagte Edgar Zehnder. Und zum Dessert noch dies: Einig waren sich alle darin, dass Spielgruppen dem Wohl des Kindes zuträglich sind.

Das ist positiv. Das kann – wie in Schaffhausen – genügen. Längerfristig braucht es aber eine breit abgestützte Überzeugung quer durch Gesellschaft

und Politlandschaft, dass Spielgruppen unentbehrlich und – noch viel wichtiger! – unterstützungswürdig sind. Das ist die erste Herausforderung. Die zweite folgt sogleich: Spielgruppen müssen jetzt Strategien entwickeln, um sich für die Zukunft zu rüsten (vgl. Seite 5). Sie haben ein grosses Potenzial, das noch lange nicht ausgeschöpft ist, gerade bei der Integration fremdsprachiger Kinder. Sie können ihre kreative Flexibilität jetzt beweisen.

Die Schulreform ist nicht die erste Veränderung in der Bildungslandschaft; und sie wird nicht die letzte sein. Was immer sich ändert, die Philosophie der Spielgruppe bleibt aktuell und zeitgemäss. Es gibt keinen Grund, an den Inhalten zu feilen. Einzig die Form muss möglicherweise aktualisiert und den heutigen Bedürfnissen angepasst

werden. Wer weiss, vielleicht wird die Spielgruppe eine ähnliche Entwicklung durchlaufen wie der Kindergarten: Auch er war einst umstritten, wurde privat oder von Kirchen geführt, kämpfte mit Geldsorgen. Heute ist er längst in die Volksschule integriert, dank baldigem Obligatorium stärker denn je. Gut möglich, dass damit der öffentliche Blick frei wird für die Spielgruppe. In einigen privaten Tagesschulen gehört sie bereits zum Angebot, unter dem gleichen Dach wie Kindergarten und Primarschule, und die Leiterinnen werden von der Schule angestellt wie die Lehrkräfte

anderer Stufen auch. Es wird noch besser: Mindestens eine Schulgemeinde aus der Innerschweiz stellt Spielgruppenleiterinnen ein und entlohnt sie. Diese Zukunftsmusik stimmt fröhlich. Nur: Einfach so wird sie nicht angestimmt. Geschenkt wird den Spielgruppen nichts, so etabliert sie auch sein mögen. Sie müssen kämpfen, überzeugen, sich beweisen, sich unentbehrlich machen, ihr Angebot flexibel und attraktiv gestalten, Geld eintreiben.

Darin unterscheidet sich ihre Vergangenheit nicht wesentlich von der Zukunft: Der Kampf weiter.

Chance Integration: Eine erfolgreiche Integration muss vor dem Kindergarten beginnen, darin sind sich Fachleute heute einig. Was eignet sich da besser als das ganzheitliche Konzept der Spielgruppe?

© Jürg Anderegg

© Jürg Anderegg



Immer diese Finanzen!

Petition – das Beispiel Worb

Nach über 15 Jahren wurde das Kirchgemeindehaus für unsere Spielgruppen zu eng. Das neue Domizil verschlang 800 Franken pro Monat – zu viel. Ein Gesuch bei der Gemeinde, zahlreiche Gespräche mit dem Gemeinderat und viel, viel Lobbyarbeit führten zum Erfolg: Die Gemeinde sprach 6000 Franken Unterstützungsgelder pro Jahr und stellte diese beim Kanton als Beitrag an die Familien ergänzende Betreuung in Rechnung. Das Glück dauerte vier Jahre, dann bewilligte der Kanton nur noch Beiträge für Krippen. Der Gemeindepräsident sowie der Leiter des Bereichs Soziales erklärten uns, die Gemeinde könne diesen Beitrag nicht übernehmen, sie hätten ihre Sparmassnahmen zu befolgen. Ein Schlag für unsere Spielgruppe: Ohne Subventionen wären die Elternbeiträge um 25 Prozent gestiegen und hätten manches Familienbudget gesprengt. Die Idee einer Petition drängte sich auf. Eine Gemeinderätin, selbst Mutter von kleinen Kindern, unterstützte das Anliegen sofort, indem sie ihre Verbindungen spielen liess. Wir orientierten den Gemeinde- und die Parteiprääsidenten schriftlich über unser Vorhaben, erklärten unsere Situation und signalisierten Kampfeswillen. Beim Gemeindeschreiber holten wir uns die nötigen Instruktionen. Dann ging es los: Wir baten die Eltern unserer Spielgruppenkinder um ihre Mithilfe und sammelten gemeinsam Unterschriften vor dem Einkaufszentrum, am Weihnachtsmarkt etc. Wir spürten eine riesige Solidarität, waren dank der Lokalzeitung Dorfgespräch, hatten in kürzester Zeit 1000 Unterschriften zusammen und erhielten sogar Spenden. Zusammen mit den Kindern gestalteten wir Weihnachtspakete, legten auf jedes 10 Unterschriftenbögen und übergaben die «Geschenke» im Beisein von 50 Eltern und der Presse. Der Präsident war richtig verlegen, als die Kinder ihm die Pakete überreichten. Dann hiess es warten: Nach einem halben Jahr und weiteren Gesprächen konnten wir mit der Gemeinde einen Leistungsvertrag abschliessen. Die Gelder wurden bewilligt! Nid lugg lah gwinn!

Susann Matter